

BILD, MENTALES BILD UND SELBSTBILD. EINE BEGRIFFLICHE ANNÄHERUNG

KLAUS SACHS-HOMBACH

... wie wir uns selbst sehen wollen,
das gibt uns Kraft ...
(Uwe Timm: Rot)

1. Einleitung | 2. Enger und weiter Bildbegriff | 3. Was sind mentale Bilder? | 4. Was ist bildhaft am Selbstbild? | 5. Fazit und Ausblick

1. Einleitung

Die folgenden Ausführungen verstehen sich als philosophische Analysen des Bildbegriffs bzw. einiger gegenwärtig wichtiger Bildbegriffe. Sie sind daher einem Bereich zuzuordnen, der als Philosophie der Bildwissenschaft oder auch als Bildphilosophie bezeichnet werden könnte. Insofern sie damit einen von kunstgeschichtlichen Bildanalysen sehr unterschiedlichen Fokus haben, können sie auch in keiner Weise in Konkurrenz zur kunstgeschichtlichen Arbeit stehen. Im Gegenteil sollte es möglich sein, dass sich philosophische (um die Klärung von Begriffen bemühte) und kunsthistorische (um die Klärung von konkreten Werken bemühte) Analysen im Bildbereich gegenseitig befruchten. Die zuweilen von kunsthistorischer Seite geäußerte, sachlich nicht immer qualifizierte und auf jeden Fall der Verständigung wenig hilfreiche Kritik der Versuche, eine allgemeine Bildwissenschaft zu entwickeln, erstaunt daher insbesondere angesichts der Tatsache, dass die Interdisziplinarität der Bildforschung¹ ganz unstrittig ist,² systematische Vorschläge, wie eine interdisziplinäre Bildforschung organisiert werden kann, aber bisher weitgehend fehlen.

1 Vgl. Klaus Sachs-Hombach, Klaus (Hg.): Bildwissenschaft, Disziplinen, Themen und Methoden, Frankfurt/Main: Suhrkamp 2005.

2 Vgl. Klaus Sachs-Hombach: Wege zur Bildwissenschaft. Interviews, Köln: Halem Verlag 2004.

Um den theoretischen Hintergrund meiner Überlegungen zu verdeutlichen, möchte ich mit einigen Vorbemerkungen beginnen, die das Verfahren betreffen, das mit der Klärung und Begründung begriffsreflexiver Aussagen verbunden ist (2). Erst nach diesen (für ein angemessenes Verständnis der weiteren Ausführungen notwendigen) Vorklärungen werde ich auf die beiden weiteren im Titel genannten Begriffe eingehen, nämlich auf den Begriff des mentalen Bildes (3) und auf den Begriff des Selbstbildes (4). Die recht knappen abschließenden Bemerkungen gelten dem Verhältnis von Selbstbild und Bild (5). Insgesamt intendiert mein Beitrag, die begrifflichen Zusammenhänge zwischen diesen unterschiedlichen Bildbegriffen und Bildphänomenen zu verdeutlichen. Wenn ich dabei zu dem Schluss kommen werde, dass der Ausdruck »Selbstbild« nur im metaphorischen Sinne ein Bildphänomen meint, so ist natürlich weder die Existenz dieses Phänomens noch seine Bedeutung für die personale Entwicklung in Frage gestellt, sondern lediglich etwas über seine spezifische Beschaffenheit gesagt, was mir für die empirische Forschung aber durchaus von Interesse zu sein scheint.

2. Enger und weiter Bildbegriff

Der Ausdruck »Bild« wird bekanntlich in überaus vielfältiger und heterogener Weise verwendet. Entsprechend ist von metaphysischen, linguistischen, ethischen, kognitionswissenschaftlichen, informationstechnischen oder ästhetischen Bildbegriffen gesprochen worden.³ Die jeweiligen Phänomene, auf die sich diese Begriffe beziehen, könnten als ontische, sprachliche, ethisch-normative, mentale, informatische und materielle Bilder bezeichnet werden. Der metaphysische Bildbegriff (bzw. der Begriff des ontischen Bildes) ist etwa in der platonischen Ideenlehre als spezielle Teilhabebeziehung entwickelt worden. Für sprachliche Bilder gilt das Phänomen der Metapher als paradigmatisch. Der Begriff mentaler Bilder meint im Wesentlichen anschauliche Vorstellungen und spielt eine zentrale Rolle in kognitionswissenschaftlichen Repräsentationstheorien. Bei ethisch-normativen Bildern ist vor allem an Aspekte gedacht, wie sie in der Rede vom Menschenbild oder vom Vorbild bzw. Leitbild, aber auch im Begriff der Bildung zum Ausdruck kommen. Als informatische Bilder werden Datenstrukturen mit entsprechender Pixelmatrix angesprochen. Materielle oder, wie ich sie im Folgenden nenne, externe Bilder lassen sich schließlich als Bilder im engeren Sinne bezeichnen und nach Bildtypen in darstellende Bilder (etwa Illustrationen), logische

3 Vgl. Jakob Steinbrenner & Ulrich Winko (Hg.): Bilder in der Philosophie & in anderen Künsten & Wissenschaften, Paderborn: Schöningh 1997, 18ff.

Bilder bzw. Strukturbilder (etwa Diagramme) und reflexive Bilder (insbesondere die Kunstbilder) weiter differenzieren.

Alltagssprachlich verwenden wir für alle diese und weitere Fälle den Ausdruck »Bild«. Das heißt aber sicherlich nicht, dass alle Fälle gleichermaßen Gegenstand einer Bildwissenschaft sind. So wird niemand ernsthaft behaupten wollen, dass ein *Briefkopf* allzu viel mit Köpfen von Lebewesen zu tun hat und vielleicht gar Gegenstand der Zoologie oder der Anatomie sein sollte. Metaphorische Übertragung zählen zu den Eigentümlichkeiten natürlicher Sprachen und sind zu einem guten Teil für deren Leistungsfähigkeit verantwortlich. Im Bereich der Wissenschaft ist es aber notwendig, den Gegenstandsbereich relativ genau zu bestimmen bzw. einzugrenzen. Damit werden diejenigen Bereiche ausgliedert, die in nur metaphorischer Weise mit dem thematischen Ausdruck verbunden sind. Ob es erstrebenswert und möglich ist, im wissenschaftlichen Diskurs ganz auf Metaphern zu verzichten, ist noch eine andere, nur sehr schwierig zu beantwortende Frage. Wenn aber schon bei der Gegenstandsbestimmung eine Unterscheidung zwischen eigentlichen und uneigentlichen Redeweisen nicht getroffen wird oder nicht möglich ist, so scheint mir das mit Recht den wissenschaftlichen Status der entsprechenden Disziplin in Frage zu stellen.

Im Falle der Bildwissenschaft sind die Fragen zur Gegenstandsbestimmung insofern in besonderer Weise problematisch, als es etliche Fälle gibt, bei denen eine Entscheidung sehr kontrovers diskutiert wird. Insbesondere ist bei den so genannten mentalen Bildern umstritten, in welcher Weise sie überhaupt Bilder sind. In meiner Konzeption einer *Allgemeinen Bildwissenschaft*⁴ hatte ich daher vorgeschlagen, dass es auf Grund der noch ungeklärten Probleme pragmatisch aussichtsreicher ist, von einem speziellen, möglichst unproblematischen Bereich auszugehen, also zunächst einen speziellen Bildbegriff zu entwickeln, und dann, nach den nötigen Überprüfungen, eine sukzessive Integration weiterer Bereiche anzustreben. Es liegt hierbei nahe, auf den Bereich der externen Bilder zurückzugreifen, da zum einen ihre Existenz unproblematisch ist und wir zum anderen auf eine bereits umfangreiche Beschäftigung mit diesen Bildern (etwa innerhalb der Kunstgeschichte) zurückgreifen können. Neben den künstlerischen Bildern zählen zu dieser Klasse bildhafter Darstellungen vor allem alle Arten von Gebrauchsbildern. Bilder in diesem Sinn lassen sich in erster Annäherung als flächige und zumeist klar begrenzte physische Objekte charakterisieren, die in der Regel innerhalb ei-

nes kommunikativen Aktes zur anschaulichen Darstellung realer, fiktiver oder abstrakter Gegenstände bzw. Sachverhalte dienen.

Die lediglich pragmatisch motivierte Empfehlung, von einem speziellen Bildphänomen auszugehen, lässt sich mit der Unterscheidung zwischen engen und weiten Begriffen verdeutlichen. Der Begriff des externen Bildes ist ein enger Bildbegriff. Es gibt aber viele mit »Bild« angesprochene Phänomene, die keine Bilder im engen Sinne sind, deren Bezeichnung aber gleichwohl nicht (nur) einer metaphorischen Übertragung entstammen. So bezeichnete das heute weniger gebräuchliche Wort »Bildwerk« auch Skulpturen oder Werke der Architektur. Zwar gibt es einen offensichtlichen Unterschied zwischen einer Skulptur und einem Bild im engeren Sinne, beide Phänomene sind aber verwandt⁵ und daher durchaus mit Recht in der traditionellen Kunstgeschichte und im Bereich der bildenden Kunst zusammengeordnet worden.⁶ Entsprechend ließen sich Argumente anführen, dass auch »Wolkenbilder« oder »Weltbilder« nicht nur metaphorisch zu verstehen sind und daher ebenfalls Gegenstand der Bildwissenschaft sein sollten. Um diesen Phänomenen gerecht zu werden, ließe sich hier von Bildern im weiten Sinne sprechen. Es wären also drei Bereiche zu unterscheiden: Phänomene im engen, im weiten und im metaphorischen Sinne. In meinen weiteren Ausführungen werde ich plausibel zu machen versuchen, dass externe Bilder im engen Sinne sind, mentale oder interne Bilder im weiten Sinne und Selbstbilder schließlich Bilder im metaphorischen Sinne.

Die Ausarbeitung der Gründe für eine derartige Strukturierung des Phänomenbereichs »Bild« erachte ich als eine der Aufgaben einer allgemeinen Bildwissenschaft. Hierbei ist wichtig zu sehen, dass der Ausdruck »allgemein« nicht (oder nicht nur) im Sinne eines möglichst weiten Gegenstandsbereichs verstanden werden sollte. Wichtiger als die Extension (Umfang) ist die Intension (Inhalt oder Gegebenheitsweise) dieses Ausdrucks. Daher fiel die kunstgeschichtliche Forschung selbst nach einer Ausweitung ihres Gegenstandsbereichs auf bisher vernachlässigte Phänomenbereiche nicht mit einer allgemeinen Bildwissenschaft zusammen. Vielmehr ist es entscheidend, zudem die Fragestellung, die eine allgemeine Bildwissenschaft verfolgt bzw. verfolgen sollte, so zu fassen, dass es nicht mehr primär um einzelne Bilder oder Bildtypen geht, sondern um das, was als Bildfähigkeit oder Bildkompetenz bezeichnet wer-

4 Vgl. Klaus Sachs-Hombach: *Das Bild als kommunikatives Medium. Elemente einer allgemeinen Bildwissenschaft*, Köln: Herbert von Halem Verlag 2003.

5 Wie diese »Verwandtschaft« konkret zu denken ist, wäre freilich noch genauer zu klären. Mein Vorschlag hierzu lautet, dass die wahrnehmungsnahe Rezeption das Verwandtschaft stiftende Merkmal liefert. Siehe hierzu die Ausführungen weiter unten.

6 Dies scheint sich gegenwärtig zu ändern. In Metzlers 2003 erschienenen *Lexikon Kunstwissenschaft* findet sich beispielsweise weder ein Artikel zur Architektur noch zur Skulptur.

den könnte und jeder konkreten Bildverwendung immer schon voraus liegt. Natürlich ist die Analyse einzelner Bildverwendungssituationen zur Klärung der Bildfähigkeit hilfreich, aber in der Regel doch nur im Sinne einer vergleichenden, auf die Gemeinsamkeiten der speziellen Phänomene abzielenden Untersuchung.

Das Verhältnis von engen und weiten Begriffen lässt sich am besten an einem einfachen Beispiel verdeutlichen, für das ich den Relationsausdruck »ist Bruder von« gewählt habe. Eine mögliche Definition, mit der »Bruder im engen Sinne« bestimmt wird, lautet:

x ist Bruder von y dann und nur dann, wenn (1) x ein Mensch ist, (2) x dieselben Eltern wie y hat und (3) x männlich ist.

Damit ist Brudersein im engen Sinn als eine spezielle Familienbeziehung definiert. Dieses Phänomen kann dann als Kernbereich gelten. Natürlich gibt es viele verwandte Redewendungen, die damit ausgeschlossen werden, etwa »Blutsbruder«, »Klosterbruder«, »Brudergemeinde« oder auch »Brüderlichkeit«. Ein Begriff im weiten Sinne, möchte ich vorschlagen, würde nun jene Phänomene umfassen, die nicht alle, aber zumindest ein wesentliches Merkmal mit den Phänomenen des Kernbereichs gemeinsam haben. Das betrifft etwa die Übertragung in den außermenschlichen Bereich (wenn wir von Geschwisterbeziehungen bei Haustieren reden und damit die erste Bedingung aufgeben) oder die Übertragung auf Freundschaftsbeziehungen (wenn wir von Blutsbrüdern reden und damit die zweite Bedingung aufgeben).⁷ Die dritte Gruppe der uneigentlichen Redeweisen entstehen schließlich durch Übertragung kontingenter Begriffsmerkmale. So ist eine Brudergemeine eine bestimmten Verhaltensnormen verpflichtete Gemeinschaft. Diese Verhaltensnormen und die entsprechenden Verhaltensweisen mögen unter Brüdern häufig anzutreffen sein, sind aber für das Bruder-Sein im engen Sinne kontingent und damit zur Bestimmung des Kernbereichs irrelevant.

Begriffliche Klärungen oder Bestimmungen sollten – um ein mögliches Missverständnis vorweg auszuräumen – nicht als gewaltsame Festschreibung kulturell variabler Größen verstanden werden. Obschon für unser Beispiel schwer vorstellbar, mag es Kulturen geben, die das sprachliche Äquivalent zu »Bruder« ganz anders verstehen und sogar hinsichtlich der geschlechtlichen Bestimmung indifferent sind. Insofern sind alle

7 Die Formulierung »wesentliches Merkmal« ist natürlich ungenau, insofern bleibt diese Unterscheidung vage. In unserem Beispiel wird »männlich« als wesentliche Bedingung für »ist Bruder von« angesehen. Warum kann diese Bedingung nicht aufgegeben werden? Hier wirken sprachliche Intuitionen. Sie legen eine Hierarchie der Begriffsmerkmale nahe, die nicht logisch motiviert, sondern vermutlich Ausdruck kulturell geprägter, lebensweltlich verankerter Ordnungsstrategien ist.

begrifflichen Festlegungen prinzipiell auf kulturelle Vorgaben bezogen.⁸ Aber es gibt ohnehin keine wahren Definitionen. Definitionen sind überhaupt weder wahr noch falsch, sondern angemessen oder unangemessen. Begriffsbestimmungen insgesamt regeln primär unsere Sprachpraxis. Dabei orientieren sie sich an der Alltagssprache und an den damit verbundenen Intuitionen. Ihre Aufgabe in wissenschaftlichen Kontexten besteht darin, diese Intuitionen und die damit verbundenen Implikationen zunächst genauer zu explizieren und auf interne Konsistenz und auf Kohärenz mit verwandten Bestimmungen zu überprüfen. Da nicht selten verschiedene Sprecher widersprüchliche Intuitionen haben, erfolgt in einem zweiten Schritt eine kritische Revision, bei der komplexere Einigungsverfahren zur Hilfe genommen werden müssen. Letztlich entscheidet hierbei der Nutzen, den eine Bestimmung relativ zu einem bestimmten Kontext und Zweck gewährt. Oft sind es dann wissenschaftsinterne, innersystematische Vorgaben, die eine Abweichung von der alltagssprachlichen Verwendung nahe legen bzw. erforderlich machen. Entsprechend hat sich beispielsweise die begriffliche Bestimmung von Walen und Delphinen geändert, die wir heute in wissenschaftlicher Perspektive nicht mehr, wohl aber umgangssprachlich noch als Fische bezeichnen.

Übertragen wir die Anmerkungen zur Begriffsbestimmung auf den Bildbereich, dann ist, so möchte ich vorschlagen, ein Gegenstand ein Bild im engen Sinne, sofern er (1) flächig, artifizuell sowie relativ dauerhaft ist und (2) visuell-wahrnehmungsnah rezipiert wird. Diese verwendungstheoretische Bestimmung des Bildbegriffs⁹ beschreibt, was wir üblicherweise als den Kernbereich der externen Bilder ansehen, also beispielsweise Gemälde in Museen, Urlaubsfotos, Abbildungen in Illustrierten, Pressefotografien oder auch diagrammatische Darstellungen in Lehr-

8 Das ist aber nicht weiter problematisch, da die empirischen Forschungen zunächst auf ein Verständnis der in unserer Kultur anzutreffenden Phänomene abzielen. Haben wir es mit fremden Kulturen oder mit kulturvergleichenden Fragestellungen zu tun, dann muss natürlich erneut geprüft werden, inwiefern sich die Sprachgebräuche unterscheiden und eine Änderung bzw. Verallgemeinerung der begrifflichen Instrumente erforderlich machen.

9 Verwendungstheoretisch ist die Bestimmung auf Grund der zweiten Komponente. Fast alles kann demnach Bild sein, wenn es nur entsprechend rezipiert wird. Dieser Bildbegriff ist demnach ein funktionaler Begriff. Eine präzise Definition müsste allerdings sehr viel genauer verfahren und den Bildbegriff als mehrstelligen Relationsbegriff einführen, so dass ein Gegenstand G ein Bild ist, sofern ein Verwender V ihm zu einem Zeitpunkt Z relativ zu dem zugehörigen Symbolsystem S eine zumindest teilweise perzeptuell konstituierte Bedeutung B zuschreibt.

büchern. Sie müsste natürlich noch ausführlicher begründet werden,¹⁰ grundsätzlich stimmt sie meines Erachtens aber mit dem üblichen Sprachgebrauch überein.

Ein weiter Bildbegriff ergibt sich nun, wenn die Bedingungen unter (1) aufgegeben werden. Ein Gegenstand ist demnach ein Bild im weiten Sinne schon dann, wenn er visuell-wahrnehmungsnah rezipiert wird. Als solche Bilder im weiten Sinne können auch Skulpturen oder Wolkenbilder gelten. Die wesentliche Bedingung, die sie aber mit den Phänomenen des Kernbereichs teilen müssen, ist die wahrnehmungsnah Rezeption. Diese ließe sich folgendermaßen präzisieren: Ein Gegenstand wird wahrnehmungsnah rezipiert, wenn er (A) auf Grund seiner intrinsischen Struktur und (B) relativ zu unserer Wahrnehmungskompetenz *interpretiert* wird.¹¹

Bilder im nur metaphorischen Sinne sind schließlich diejenigen Phänomene, die keine der begrifflichen Merkmale des Kernbereichs mehr aufweisen und die insbesondere nicht oder nicht mehr auf die wesentliche Bestimmung, nämlich die wahrnehmungsnah Rezeption, bezogen sind. Es ist eine durchaus interessante Frage, warum sich dennoch die metaphorischen Übertragungen und Verschiebungen im Sprachgebrauch ereignet haben. Es mag etwas mit den Phänomenen selbst zu tun haben. So zeichnet sich ja auch der *Briefkopf* dadurch aus, immer am oberen Rand der Seite zu sein. Diese Analogie zu speziellen Lebewesen, die aufrecht gehen und deren Köpfe sich am oberen Ende des Organismus befinden, ist aber für wissenschaftliche Zwecke unerheblich.

Die Frage, die ich im weiteren Verlauf des Aufsatzes beantworten möchte, lautet nun: Wie sind die Begriffe »mentales Bild« und »Selbstbild« nach dem vorgeschlagenen Verfahren zu verstehen bzw. einzuordnen?

3. Was sind mentale Bilder?

Als mentale Bilder werden teilweise die anschaulichen Vorstellungen bezeichnet, teilweise die subpersonalen Repräsentationen, auf denen anschauliche Vorstellungen beruhen. Ich möchte den Vorschlag machen, diese beiden Möglichkeiten nicht als Alternativen zu denken, sondern als zwei Seiten derselben Sache. Mentale Bildern sind dann insofern Bilder, als die subpersonalen Repräsentationen einen Bildträger liefern, die phä-

¹⁰ Vgl. hierzu K. Sachs-Hombach: Das Bild als kommunikatives Medium, S. 73ff.

¹¹ Vgl. hierzu ausführlicher ebenfalls K. Sachs-Hombach: Das Bild als kommunikatives Medium, S. 88ff.

nomenalen Anschauungen dagegen den Inhalt, der, wie bei externen Bildern, einen psychischen Prozess zur Voraussetzung hat und einen eigenen Status als intentionales Objekt besitzt. Das heißt, dass die letztlich neurophysiologisch realisierten Grundlagen imaginativer Prozesse nicht für sich schon Bilder sind, sondern zu Bildern werden durch ihre Einbettung in die entsprechenden Interpretationsprozesse, bei denen dann, gemäß des vorgeschlagenen Bildbegriffs, eine perzeptuelle Komponente wesentlich ist.¹² Das entscheidende Problem liegt nun offensichtlich darin, inwiefern innerpsychische Prozesse oder gar neurophysiologische Prozesse eine perzeptuelle Komponente aufweisen können, denn der Ausdruck »Perzeption« wird nach dem üblichen Sprachgebrauch nur Lebewesen zugesprochen und nicht bereits deren Teilsystemen.

Der Gedanke, die Explikation des Begriffs interner Bilder stärker an den Begriff der externen Bilder anzulehnen, ist in der so genannten *Imagery Debate*¹³ seit den 1980er Jahren intensiv diskutiert worden. Unter den begrifflichen Argumenten, die die Annahme mentaler Bilder auf Grund von Konsistenzergwägungen kritisierten, hatte sich dabei ein Argu-

¹² Innerhalb der Kognitionswissenschaft wurden mentale Bilder oft unabhängig von ihren Verwendungszusammenhängen definiert. So schreibt Steven Kosslyn, der als wichtigster Vertreter der Piktorialisten gilt (wie diejenigen genannt werden, die einen separates Repräsentationsformat für mentale Bilder annehmen): »Images are patterns formed by altering the state of local regions in the internal spatial medium.« (Steven Kosslyn: *Image and Mind*, Cambridge (MA): Harvard University Press 1980, S. 33) Wichtig ist nach Kosslyn hierbei vor allem, dass strukturelle Isomorphiebeziehungen zwischen den mentalen Repräsentationen und dargestellten Objekten bestehen, der Bezug zum Objekt also nicht arbiträr ist und mentale Bilder beispielsweise immer eine entsprechende Perspektive und Größe besitzen.

¹³ In der Imagery Debate stehen sich Deskriptionalisten und Piktorialisten gegenüber: Während die Deskriptionalisten die Ansicht vertraten, dass unser kognitives System Information nur im propositionalen Zustand verarbeitet und anschauliche Vorstellungen bei Bedarf aus Beschreibungen erzeugt werden, behaupteten die Piktorialisten, dass es mindestens zwei Repräsentationsformate gibt, ein propositionales und ein piktoriales, und dass letzterem eine mitunter entscheidende kognitive Funktion zukommt. Bekannt geworden als empirische Evidenz sind die Rotationsexperimente von Shepard und Mitarbeitern (vgl. Roger N. Shepard and Lynn A. Cooper: *Mental Images and Their Transformations*, Cambridge (MA): MIT Press 1982). Ein umfassendes, experimentell gestütztes Modell, das propositionale zugunsten piktorialer Repräsentationen zurückstellt, hatte erstmals Kosslyn vorgestellt (vgl. Steven Kosslyn: *Image and Mind*, 1980). Vgl. insgesamt auch Klaus Sachs-Hombach: *Bilder im Geiste. Zur kognitiven und erkenntnistheoretischen Funktion piktorialer Repräsentationen*, Amsterdam: Rodopi 1995 und vor allem den ausgezeichneten Überblick auch der neuen Entwicklungen dieser Diskussion bei Verena Gottschling: *Bilder im Geiste. Die Imagery-Debate*, Paderborn: Mentis 2003.

ment ausgezeichnet, das sich gegen genau diese Analogie richtete. Es läuft auf ein Homunculus-Problem hinaus und kann als Argument gegen das geistige Auge bezeichnet werden. Für den weiteren Verlauf der Überlegungen ist eine kurze Darstellung dieses Argumentes hilfreich.

Das Argument zum geistigen Auge besagt, dass die Annahme mentaler Bilder im Sinne ›realer‹ Bilder die Annahme eines mentalen Auges (mind's eye) erfordert. Dies ist jedoch – wörtlich verstanden – eine absurde Annahme. Vor allem aber ergibt sich ein infinites Regress, weil das innere Auge (und der innere Sinn allgemein) ein eigenes Verarbeitungs- oder Interpretationssystem benötigen würde, das seinerseits wiederum ein Auge besitzen müsste. Daher können nach diesem Argument die so genannten mentalen Bilder keine Bilder sein.

Das entscheidende Gegenargument läuft darauf hinaus, dass auch diejenigen Theorien, die eine propositionale Grundlage unserer imaginativen Kompetenzen annehmen, begreiflich machen müssen, wie interne Repräsentationen ›gelesen‹ und ›interpretiert‹ werden. Die Annahme, dass interne Repräsentationen satzartig sind, beseitigt das Problem interner Interpretationsprozesse also auch nicht. Sie mag uns nur plausibler erscheinen, solange wir die entsprechenden Prozesse in einem Computer als Paradigma nehmen.

Die Reichweite des Argumentes zum geistigen Auge (bzw. der Kritik an ihm) zeigt sich, wenn der Begriff des primitiven Prozessors einbezogen wird.¹⁴ Ein primitiver Prozessor zeichnet sich dadurch aus, dass er nur nomologisch beschrieben werden kann. Fragen wir etwa, wie eine Maschine multipliziert, dann lässt sich noch auf der Programmebene durch die Angabe einer Regel antworten: Indem sie entsprechend häufig die eine Zahl zu sich selbst addiert. Auf die Frage, wie die Maschine addiert, ist aber nur noch der Verweis auf die elektrischen Mechanismen möglich. Diese Ebene liegt der Programmebene zugrunde und kann auf sehr unterschiedliche Weisen realisiert werden. Weil die einzelnen Prozesse hier nach den in der Hardware fest installierten Vorgaben ablaufen, brauchen wir keine weiteren ›Augen‹ anzunehmen, um die Informationsverarbeitung verständlich zu finden. Das heißt nun aber, dass – anders als der Funktionalismus angenommen hatte – den jeweiligen Weisen der neurophysiologischen Realisierung die entscheidende Rolle innerhalb der *Imagery Debate* zukommt. Für unser zu Beginn des Abschnitts festgestelltes Problem läuft das darauf hinaus, dass spezifische neurophysiologische Verarbeitungsprozesse als wahrnehmungsanalog aufgefasst werden müssen, wenn mentale Bilder wirklich als Bilder gelten sollen.

14 Vgl. Ned Block: »Mental Pictures and Cognitive Science«, in: *Philosophical Review* 92 (1983), S. 499-541.

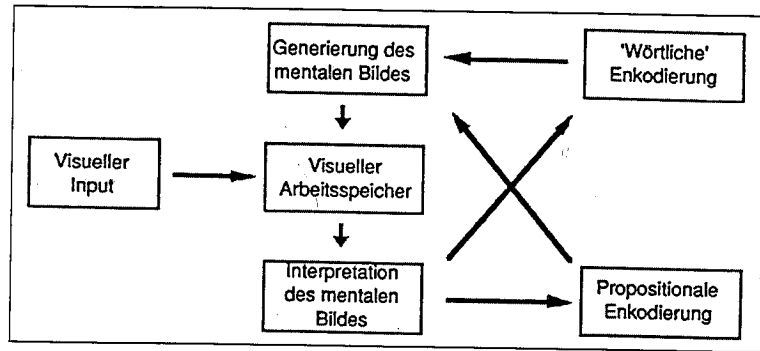
Klar ist auf jeden Fall, dass mentale Bilder damit keine Bilder im üblichen Sinne sind und daher nicht als Bilder im engen Sinne gelten können. Die Berechtigung, sie als Bilder anzusehen, ergibt sich erst aus den bildtypischen Prozessen, die mit der entsprechenden neurophysiologischen Realisierung verbunden sind. Um diesen Sachverhalt auszudrücken, hatte Kosslyn den Begriff des funktionalen Bildes geprägt. Die prinzipielle Möglichkeit funktionaler Bilder hat Ned Block mit dem Beispiel der Rotation einer Linie veranschaulicht.¹⁵ Nehmen wir an, dass ein räumliches Feld in einer Region des visuellen Kortex durch Spannung und Stromstärke repräsentiert wird. Eine Linie lässt sich dann bildhaft repräsentieren, wenn an verschiedenen Punkten dieser Region die Spannung die Entfernung vom Nullpunkt und die Stromstärke den Winkel der Linie angibt. Das elektrische Feld bildet so eine Matrix, die eine unbewegte Linie repräsentiert, solange beide Werte konstant bleiben. Ändert sich lediglich die Spannung an einigen Punkten, entsteht eine unterbrochene Linie, ändert sich dagegen die Stromstärke allmählich und an allen Punkten gleichmäßig, dann entsteht eine langsame Rotation der Linie, weil die Stromstärke ja den Winkel angibt. Dies Beispiel zeigt also, wie etwas als Bild funktionieren kann, ohne selbst ein externes Bild im üblichen Sinn zu sein. Im Kortex dreht sich ja nichts, dennoch repräsentiert die Operation eine Drehung und kann entsprechend auch als Drehung erlebt werden. Entscheidend ist folglich nicht, ob die Bilderträger mentaler Bilder, in diesem Fall bestimmte Zellregionen mit entsprechenden elektrochemischen Eigenschaften, alle Merkmale der Bildträger externer Bilder besitzen, sondern nur, ob sie Operationen erlauben, die wir, an externen Symbolen vollzogen, als typisch bildhaft ansehen würden. Dies sind insbesondere die Prozesse, mit denen Informationen nicht über einen Code vermittelt, sondern dem Repräsentationsmedium selbst in direkter Weise entnommen werden.

Zum besseren Verständnis ist eine Erläuterung des wirkungsgeschichtlich wichtigen computerbasierten Modells von Kosslyn hilfreich (vgl. Abb. 1). Der visuelle Arbeitsspeicher, ein bildspezifischer Interpretationsmechanismus und der Langzeitspeicher bilden drei wesentliche Komponenten des Modells, für die Entsprechungen auf kognitiver Ebene angenommen werden. Wie die Eigenschaften dieser drei Komponenten die besonderen Qualitäten der auf dem Bildschirm erscheinenden Bilder bestimmen, so sind auch die analogen kognitiven Komponenten für die Beschaffenheit der anschaulichen Vorstellungen verantwortlich. Ein kognitiver visueller Arbeitsspeicher wird beispielsweise dafür verantwortlich gemacht, dass bestimmte Begrenzungen im aktuellen Vorstellungs-

15 Vgl. ebd.

bild bestehen. Entsprechend gibt es Untersuchungen über die Größe, Form und Auflösung unseres Vorstellungsfeldes.¹⁶

Abbildung 1: Schematische Darstellung des Modells von Kosslyn



Quelle: Kim Sterelny: »The Imagery Debate«, in: *Philosophy of Science* 53 (1986), S. 560-583, hier: 564

Die Diskussion um den Status der mentalen Bilder hat sich in jüngerer Zeit insbesondere auf das Verhältnis von Wahrnehmung und mentaler Bildlichkeit konzentriert und in den Bereich der Neurophysiologie verschoben.¹⁷ Hierbei wird davon ausgegangen, dass es gute Gründe für die Annahme partieller Übereinstimmungen von Perzeption und Imagination gibt. Diese empirisch überprüfbaren Beziehungen betreffen die Repräsentationsformate, die Verarbeitungsprozesse und schließlich die beteiligten Gehirnareale. Es liegt nun nahe, mentale Bilder in dem Maße als Bilder anzusehen, in dem sie von denselben Prozessen verarbeitet werden, die für unsere Wahrnehmungen relevant sind. Das läuft neurophysiologisch auf die Frage hinaus, in welchen Gehirnarealen mentale Bilder lokalisiert werden können.

Die Bildträger mentaler Bilder sind dem Gesagten zufolge die Neuronen im visuellen Kortex, deren Aktivitätsmuster (zumindest für topografische Informationen) der Struktur der Retina isomorph sind. Um nun eine genauere Konzeption mentaler Bilder zu erhalten, wird gegenwärtig detailliert untersucht, mit welchen speziellen Aspekten der visuel-

len Wahrnehmung mentale Bilder korrespondieren. Hierzu unterscheidet die neurophysiologische Wahrnehmungsforschung im Anschluss an David Marrs Wahrnehmungstheorie üblicherweise drei Ebenen: Im primären visuellen Kortex erfolgen low-level Verarbeitungen sehr elementarer Aspekte, wie z.B. der Kantenerkennung. Oberflächeneigenschaften oder Informationen zur perspektivischen Gestalt finden sich auf einer mittleren Ebene in den so genannten extrastriären Arealen. Die Objekterkennung ist schließlich einer high-level Verarbeitung im intratemporalen Kortex vorbehalten, in dem Informationen zu Objekten (etwa Teil-Ganzes-Informationen) unabhängig von Betrachterstandpunkt gespeichert werden. Diese obere Ebene enthält vor allem Konzeptualisierungen, die sich als strukturierte Beschreibungen charakterisieren lassen. Sollte sich herausstellen, dass die Prozesse zur Verarbeitung mentaler Bilder wesentlich durch diesen Bereich beeinflusst werden, dann ist zu vermuten, dass sie bildhaft eher im metaphorischen Sinne sind. Die Piktorialisten tendieren daher dazu, mentale Bilder mit den Aktivierungsmustern im primären visuellen Kortex zu identifizieren. Das würde aber vermutlich nicht alle Arten mentaler Bildlichkeit umfassen. Viele Phänomene mentaler Bilder scheinen anspruchsvoller zu sein, so dass sie Verarbeitungsprozesse zumindest der extrastriären Areale, vermutlich sogar der high-level Aspekte (also konzeptuelle Interpretationen) einschließen.¹⁸ Mentale Bilder müssten dann bereits als interpretierte Einheiten gelten, die beispielsweise eine nachträgliche Neuinterpretation (etwa bei Vexierbildern) erheblich erschweren.

Wahrscheinlich ist nach dem Gesagten, dass mentale Bilder eine Mischform darstellen, in der sensorische Daten immer in mehr oder weniger interpretierter Form vorliegen. Ausgehend von Kosslyns Modell ist dann zu fragen, in welchem Ausmaß die sensorischen Repräsentationen von high-level Informationen abhängen und bestimmt werden. Wie diese Antwort auch immer ausfällt, die derzeitigen Befunde lassen es unwahrscheinlich erscheinen, dass mentale Bilder in einem anspruchsvollen Sinn als Bilder im engen Sinn verstanden werden können. Insofern aber eine Beziehung zu den für die Wahrnehmung wichtigen Verarbeitungsmechanismen im primären visuellen Kortex weiterhin eine wichtige Rolle spielt, können sie als Bilder im weiten Sinne gelten.

16 Vgl. Roland A. Finke: *Principles of Mental Imagery*, Cambridge (MA): MIT Press 1989, S. 29ff.

17 Vgl. Steven Kosslyn: *Image and Brain*, Cambridge (MA): MIT Press 1996. Vgl. auch Verena Gottschling: »Mental Pictures: Pictorial? Perceptual?«, in: Klaus Sachs-Hombach (Hg.), *Bildwissenschaft zwischen Anwendung und Reflexion*, Köln: Herbert von Halem Verlag, 2005, S. 299-316.

18 Diesen Standpunkt vertritt Verena Gottschling. Vgl. als Zusammenfassung hierzu Verena Gottschling: *Mental Pictures*, S. 312ff.

4. Was ist bildhaft am Selbstbild?

Während sich gute Gründe anführen lassen, mentale Bilder als Bilder im weiten Sinn anzusehen, sind Selbstbilder, wie ich nun abschließend plausibel machen möchte, Bilder lediglich in einem metaphorischen Sinn. Wie das Vorbild besitzt das Selbstbild zwar einen normativen Aspekt, der vermutlich unsere Rede vom Selbstbild veranlasst hat und bei einigen Bildern, denen es um eine idealisierende Darstellung geht, auch wichtig ist. Für die Bestimmung des Bildbegriffs liefert der normative Aspekt aber lediglich ein kontingentes Merkmal.

Ich setze hierbei voraus, dass mit »Selbstbild« kein externes Bild im Sinne eines Selbstbildnisses gemeint ist. Ein Selbstbildnis ist natürlich ein Bild im engeren Sinn. Um Bilder im engen Sinne handelt es sich ebenfalls bei denjenigen physischen Bildern, denen wir einen exemplarischen Charakter zuschreiben und beispielsweise als Selbstbild einer bestimmten Gesellschaft auffassen. Selbstbilder in diesem Sinne sind wie auch Selbstbildnisse spezielle Klassen von Bildern im engen Sinne, deren Bildstatus ganz unstrittig ist.

Den Ausdruck »Selbstbild« verwenden wir aber auch im Sinne eines mentalen Phänomens, im Sinne einer Vorstellung, die wir von uns selbst haben bzw. uns machen. Für die Selbstbilder in diesem Sinne scheint mir nun zu gelten, dass sie Bilder im nur metaphorischen Sinne sind, weil sie wesentlich aus sprachlich formulierten Einschätzungen und Maximen bestehen. Für sie ist kennzeichnend, dass sie einen idealisierten Ist-Zustand festhalten und deshalb die Möglichkeit einschließen, falsch oder verzerrt zu sein. Insofern eine solche Charakterisierung aber eher für sprachliche Darstellungen zutreffend ist, sind diese Selbstbilder, so meine These, zwar spezielle mentale Phänomene, aber keine mentalen Bilder. Sie enthalten höchstens als einen Teil die so genannten internen Körperbilder, die auf das Aussehen der eigenen Person bezogene mentale Bilder sind, sich aber nicht mit dem Selbstbild decken. Wenn wir von jemandem sagen, er habe ein positives Selbstbild, dann meinen wir entsprechend, dass seine Selbsteinschätzung positiv ist und er sich beispielsweise für einen mutigen und aufgeschlossenen Menschen hält, ganz unabhängig davon, welche visuelle Vorstellung er sich von seinem Körper oder gar von seinem Äußeren macht.

Der Grund, dass wir diese Überzeugungen umgangssprachlich dennoch als *Selbstbild* ansprechen, ergibt sich aus Aspekten, die wir bei Bildern zuweilen antreffen, die aber für Bilder keine notwendigen, sondern eher zufällige Eigenschaften darstellen und ebenso bei sprachlichen Zeichen auftreten. Zu diesen Aspekten zählt die *Totalität* der Repräsentation (die alle für relevant gehaltenen Aspekte einer Person umfasst), die be-

sondere *Gestalt* des Zusammenhangs (der »Idee« mit der eine Person sich auf dem Hintergrund sozialer Vorgaben als individuelle Gestalt konstituiert) und schließlich die *Normativität*, die das Selbstbild als Idealbild erscheinen lässt. (In ähnlicher Weise reden wir vom Bild der Wissenschaft oder dem Bild eines Jahrhunderts.) Dass sich die Aspekte Totalität, Gestalt und Normativität bei idealisierenden Bildern finden, hat die metaphorische Übertragung beim Ausdruck Selbstbild vermutlich motiviert, dies ist aber, wie gesagt, nicht ausreichend, um Selbstbilder als Bilder im engen oder weiten Sinne anzusehen.

Vom Selbstbild ließe sich übrigens das Selbstverständnis unterscheiden. Das Selbstverständnis könnte im Unterschied zum Selbstbild nicht als Darstellung eines Zustandes, sondern als aktive Auseinandersetzung mit den je eigenen Erwartungen und Einschätzungen verstanden werden. Es schließt den kognitiven Ausgleich empfundener Rollenerwartungen und damit die Überprüfung des Selbstbildes ein. Daher ließe sich sagen, dass das Selbstbild erst mit dem Selbstverständnis als handlungsleitende Instanz entsteht und primär auch nur über das Selbstverständnis bzw. über die intensivierte Anstrengung, sich selbst zu verstehen, geändert werden kann.

5. Fazit und Ausblick

Auch wenn ein enger Bildbegriff als Ausgangspunkt gewählt wird, sollte eine angemessene allgemeine Bildtheorie, so der Ausgangspunkt meiner Überlegungen, verständlich machen können, wie der komplexe Phänomenbereich Bild sinnvoll strukturiert werden kann und wie sich die verschiedenen Bildphänomene zueinander verhalten. Hierzu habe ich Bilder im engen, im weiten und im metaphorischen Sinne unterschieden. Bilder im engen Sinne stellen den Kernbereich dar, für den die wahrnehmungsnahere Rezeption eine konstitutive Bedingung ist. Liegen die in der Explikation genannten weiteren Begriffsmerkmale nicht vor, dann sollte von Bildern im weiten Sinne gesprochen werden. Mentale Bilder sind Bilder im weiten Sinne, insofern sie mit wahrnehmungsnahen Verarbeitungsprozeduren verbunden sind und ihre Verarbeitung dieselben Prozesse aufweist, die bei Wahrnehmungsprozessen festzustellen sind. Dagegen ist das Selbstbild ein Bild im (nur) metaphorischen Sinne. Es verdichtet die kognitiven Selbstzuschreibungen zur ideellen Gestalt, verfährt hierbei aber weitgehend sprachlich. Dennoch ist es natürlich richtig, dass das Selbstbild eine wichtige Funktion für die personale Entwicklung besitzt. Die Frage, worin diese genau besteht, wäre dann vor allem eine Frage an

die psychologische Forschung, die wenig oder nur am Rande mit der Bildtheorie zu tun hat.

Eine ganz andere Sache ist es dagegen, nach der Funktion von Bildern für unser Selbstverständnis, und damit auch für unser Selbstbild, zu fragen. Zu diesem Verhältnis von Bild und Selbstbild möchte ich abschließend drei Aspekte lediglich benennen. Wird Bild im weiten Sinne aufgefasst, so wäre zunächst auf die Mimik hinzuweisen, über die wir nicht nur unser Gegenüber beurteilen, sondern die es uns nach Mead ermöglicht, uns selbst im anderen gespiegelt zu erkennen bzw. uns selbst über den anderen überhaupt erst zu konstituieren. Zum zweiten scheinen ebenfalls die mentalen Bilder, insbesondere das Körperbild, vor allem für die Selbstlokalisierung wichtig zu sein. Das Körperbild und seine sensorische Repräsentation unserer räumlichen Beziehung zur Welt mit seinen Grundordnungen, wie ›oben‹ und ›unten‹, liefern ein sehr allgemeines Modell, das unseren Orientierungen auch im übertragenen Sinne zugrunde liegt. Schließlich besitzen natürlich ebenfalls die Bilder im engen Sinne, insbesondere die ästhetisch wertvollen Bilder, wesentliche Anregungen für die Selbstkonstruktion, insofern etwa ihr Darstellungsstil als Ausdruck eines Lebensgefühls betrachtet werden kann, das – in Auseinandersetzung mit dem Selbstverständnis – das Selbstbild entsprechend zu beeinflussen vermag. Jedes dieser drei Themen ist überaus komplex, so dass ihre Erforschung vermutlich nur im Rahmen eines transdisziplinären bildwissenschaftlichen Ansatzes zu befriedigenden Ergebnissen führen wird. Die methodologischen Probleme eines solchen Ansatzes zu reflektieren, ist eine der zentralen Aufgaben einer allgemeinen Bildwissenschaft, von deren Etablierung, meiner Überzeugung zufolge, auch die einzelwissenschaftliche Forschung wird profitieren können.

Literatur

- Block, Ned: »Mental Pictures and Cognitive Science«, in: *Philosophical Review* 92 (1983), S. 499-541.
- Finke, Roland A.: *Principles of Mental Imagery*, Cambridge (MA): MIT Press 1989.
- Gottschling Verena: *Bilder im Geiste. Die Imagery-Debate*, Paderborn: Mentis 2003.
- Gottschling Verena: »Mental Pictures: Pictorial? Perceptual?«, in: Klaus Sachs-Hombach (Hg.), *Bildwissenschaft zwischen Anwendung und Reflexion*, Köln: Herbert von Halem Verlag 2005, S. 299-316.
- Kosslyn, Steven: *Image and Mind*, Cambridge (MA): Harvard University Press 1980.

- Kosslyn, Steven: *Image and Brain*, Cambridge (MA): MIT Press 1996.
- Sachs-Hombach, Klaus (Hg.): *Bilder im Geiste. Zur kognitiven und erkenntnistheoretischen Funktion piktorialer Repräsentationen*, Amsterdam: Rodopi 1995.
- Sachs-Hombach, Klaus: *Das Bild als kommunikatives Medium. Elemente einer allgemeinen Bildwissenschaft*, Köln: Herbert von Halem Verlag 2003.
- Sachs-Hombach, Klaus: *Wege zur Bildwissenschaft. Interviews*, Köln: Herbert von Halem Verlag 2004.
- Sachs-Hombach, Klaus (Hg.): *Bildwissenschaft, Disziplinen, Themen und Methoden*, Frankfurt am Main: Suhrkamp 2005.
- Shepard, Roger N./Lynn A. Cooper: *Mental Images and Their Transformations*, Cambridge (MA): MIT Press 1982.
- Steinbrenner, Jakob/Ulrich Winko (Hg.): *Bilder in der Philosophie & in anderen Künsten & Wissenschaften*, Paderborn: Schöningh 1997.
- Sterelny, Kim: »The Imagery Debate«, in: *Philosophy of Science* 53 (1986), S. 560-583.